

The book cover features a dark brown background with a large, jagged, 3D effect that resembles a hole or a tear in the surface. The edges of this effect are rendered in shades of grey and white, creating a sense of depth and shadow. The text is positioned within this central area.

**Johanna
Lier**

**AMORI
DIE INSELN**

**verlag
die brotsuppe**

Johanna Lier
Amori. Die Inseln

verlag die brotsuppe



Johanna Lier

Amori

Die Inseln

Roman

verlag die brotsuppe

Inhalt

Prolog	17
Porträts.....	35
Lidl	67
Bus.....	99
Street.....	121
Inside / Outside.....	147
Krankenstation Duschhaus.....	205
Stage2*	241
Selektion	271
Epilog	293
Glossar*.....	315
Literatur	321
Dank.....	323
Die Autorin.....	327

... we survive in the shadow and we live
in the fire ... (Graffiti in Athen)

Audre L: Wir stärken unsere Selbstdefinition, indem wir uns in unserer Arbeit und in unseren Kämpfen mit denen zusammentun, die wir als anders definieren, obwohl wir die gleichen Ziele haben.

Parwana A: Schlüpft in unsere Haut!

Junus B: Ich will inneren Frieden und ich will Harmonie.

Deniz C: Jeder Mensch sollte sich um andere Menschen kümmern ... Wenn meine Nachbarn Probleme haben, muss ich ihnen helfen ... Das ist die eigentliche Weltreligion ... Glaube nicht an die Götter ... Glaube an die Menschen ...

Véronique L: Akzeptiere deinen Nächsten. Liebe ihn um seiner selbst willen. Ohne auf Hautfarbe, Religion und Herkunft zu achten. Füge deinem Nächsten keinen Schaden zu. Folge der Liebe, die du empfindest.

Karim Q: Eine Welt ohne Grenzen. Eine Welt ohne Trennungen. Eine Welt ohne Unterscheidungen in Nationen, Religionen und Hautfarben. Eine Welt, in der sich alle frei bewegen und entscheiden, wo sie leben wollen, und wie sie leben wollen.

Abtin S: Ich will für die Menschen sprechen, denen es schlecht geht. Ich will für die Menschen sprechen, die verlassen worden sind und nicht wissen, wie sie sich bemerkbar machen können. Und alle sollen davon hören.

Mortaza R: Lernen. Neue Erfahrungen machen. Wissen erwerben. Meine Menschenkenntnisse erweitern und vertiefen. Immer genauer beobachten können. Das erfüllt mich am meisten: Verständnis für die Menschen.

Yasmina T: Ein Traum im Kopf. Ich gehe Hand in Hand mit meiner Liebsten, mit Parvis, dem Meer entlang. Wellen. Graue Wolken. Schneeflocken treiben. Wir sind ruhig und schweigen. Wir trinken Kaffee. In einem gemütlichen Lokal. Lieder. Sie singen von der Liebe. Jeder Mann und jede Frau braucht Liebe.

Mortaza R: Stellen wir uns vor, wir wären alle zusammen in einer Welt, in einem Projekt. Die Europäer mit ihrer Bildung und die Geflüchteten mit ihrer Erfahrung. Würde man das gleichberechtigt in die Waagschale werfen, könnte man etwas Tolles auf die Beine stellen. Diese Mischung hätte ein grosses Potenzial. Eine unglaubliche Kraft.

Die verrückte Katze jagt Hornissen und zermahlt sie zwischen den Zähnen. Der Wind spielt. Das Meer atmet. Die Schiffe prächtig. Fischerboote im glühenden Licht.

Das Land berauscht mich.

Eselsgehechel. Hundegebell. Hahnengeschrei. Stimmen. Autos. Motorräder.

Manchmal erwischt die verrückte Katze eine Zickade, bricht ihr den Chitinpanzer und beobachtet gelangweilt das Gezappel. Gerüche von Fisch. Salz. Benzin. Wind. Trockener Erde. Kräutern.

Ich flaniere zwischen Gemüse und Blumenbeeten hindurch, zupfe Kräuter, zerreibe sie zwischen den Fingern, rieche daran, stecke Blätter zwischen die Zähne und zerkaue sie, die Explosion von ätherischen Ölen im Mund, und im Kopf die Namen auf Englisch, Farsi und Deutsch. Ich bestaune die Blumen und denke mir Rezepte für das Gemüse aus.

Wasser plätschert und zischt in Schüben aus dem Schlauch. Nahrung für die Kräuter und das Gemüse, Tomaten, Basilikum, Rosmarin, Thymian, Zucchini, Gurken, Sonnenblumen, Lilien in Orange, in Lila, in Gelb, in Weiss, hochaufgeschossene Bohnen, Mais, Pfefferschoten, Salbei, Dill, Feigen, Aloe Vera, Geranien, Petersilie. Ein junger, dünner Mann in verrutschter Kleidung mit roter Baseballkappe und Kopfhörern singt und harkt die Beete, reißt Unkraut aus und verlegt ab und an die Wasserschläuche.

Auf dem Hügel. Freier Blick aufs dunkelblaue Sonn-
tagsmeer. Wilde Zikaden sprengen den Nachmittag.

Zu Füßen des Gartens liegen Halden, Abfall-
berge, stillgelegte Industrien, bunt gestrichene
Schuppen, verrostete Blechdächer, Elektromasten,
Container und Metallgerüste, der Glaspalast der
deutschen Supermarktkette Lidl* und die Militäran-
lage, Maschendraht, Flutlichter, Tankstellen, weiter
im Norden der kleine Hafentort. Wochenendhäu-
ser, Tavernen, Eiscafés und Badestrände. An diesem
hellen Sommernachmittag im Dunst die türkische
Küste.

Ich beobachte aus der Ferne die Leute, die im
Lidl einkaufen, der auf einer Felsenterrasse liegt, die
ins Meer hinausragt. Auf der Hauptstrasse, die der
Ostküste entlang von Süden nach Norden führt,
fahren wenige Autos.

Alte Männer auf Maultieren.

Am Ende dieses Garten Edens befindet sich ein
Gewächshaus aus lichtdurchlässigem Kunststoff.
Pflanzenproben in kleinen Plastikbecherchen, Pflan-
zenbabies in Tontöpfen, ein aufgeschlagenes Buch
mit Tabellen, Gartenmagazine, Gartenscheren und
Zangen, Pinzetten, Schnüre und Samen in Papier-
tüten.

Pflanzen aufziehen. Den Garten pflegen. Ernten.
Die wunderbaren Früchte, Gemüse und Kräuter
verkochen und verbacken.

Ein unendlich langer Tisch zieht sich quer durch
die Gärten, über die Hügel, durch die Wälder, längs

den Hafenmolen, über die Meere, den fremden Küsten entlang, über die Berge und durch die Wüsten, daran sitzen Menschen und essen, trinken und palavern. Geben Trinksprüche aus. Singen. Tanzen. Unter dem Wind vor dem Wasser über der Erde im Gestrüpp hinter dem Elend.

Den Hügel hinauf verändert sich die Landschaft. Steppe, Distelkraut und eine grosse Sonnenblume, deren entkernter Kopf zittert und baumelt, als hätte man sie soeben k.o. geschlagen. Olivenbäume, stau-bige Palmen, Platanen, pudrige Beeren, verblühte Rosen, Mandarinenbäume, Orangen, Pampelmusen, Quitten, Pflaumen, Äpfel, tiefgrün, hellgelb oder orange, hart und sauer. Die Gäste lieben diese unreifen Früchte. Kinder und Frauen haschen sie und bestaunen die Blüten. Oleander. Trompetenblumen.

Aus allen Himmelsrichtungen strömen Menschen auf schmalen Pfaden durchs Gestrüpp herbei. Die Frau im gelben Sommerkleid trägt einen lose gebundenen Turban auf dem Kopf, rote Sandalen und eine weisse Handtasche, die volle Wasserflasche in der schlaffen Hand. Und ein unbeschreiblich trauriges Gesicht. Nicht ausgelöscht. Eher mit dem Wunsch nach Auslöschung. Die ersehnte Vernichtung als Begehren. Mein Körper bewegt sich an der Frau vorbei. Ich unterdrücke den Wunsch, sie zu umarmen. Sie bleibt stehen, wendet sich dem Hügel zu und starrt durch den Zaun. Wartet, bis ich vorbeigelauf-

fen bin. Rückt den Turban zurecht. Schöpft Atem und setzt sich schleppend in Bewegung. Die Wasserflasche schlenkert hin und her.

Manchmal rast die verrückte Katze über die Dächer des Gewächshauses, faucht und kreischt.

Gerüche von Fisch. Salz. Benzin. Wind. Trockener Erde. Kräutern.

Von ungewaschenen Menschen.

Auch unter meinen Achseln staut sich stechender Gestank. Und die Schleimhäute in meinem Geschlecht dünsten metallisch sauren Geruch aus. Die Füße blähen sich in schmierigen Sportschuhen.

Die Katze streckt das eine Hinterbein in die Luft und putzt sich ihren kleinen, rotpelzigen Arsch.

Prolog

James B: Welche beunruhigenden Fragen auch aufgeworfen werden, sie sind flüchtig, kitzeln uns aus der Ferne und gehören zu einer Realität, mit der wir nichts zu tun haben. Wir erhalten einen angenehmen Kick der Tugendhaftigkeit, wenn wir solche Berichte lesen, und solange sie veröffentlicht werden, bleibt alles in Ordnung.

Judith B: Wir gehen davon aus, dass diejenigen, die zur Darstellung, zur Selbstdarstellung, in der Lage sind, eine bessere Chance haben, vermenschlicht zu werden, und dass diejenigen, die keine Chance haben, sich selbst darzustellen, ein grösseres Risiko tragen, als Untermenschen behandelt oder betrachtet oder unsichtbar zu werden.

Im Sommer und Herbst 2018 hielt ich mich zum ersten Mal auf Lesbos auf. Ich war Teil einer Beobachtungsmission auf dem Meer an der griechisch-türkischen Grenze. Wir, eine Crew von internationalen Aktivistinnen, fuhren Nacht für Nacht mit unserem hundert Jahre alten Schiffkutter aufs Meer hinaus, der Grenze entlang, beobachteten und dokumentierten die täglichen Routen und das Verhalten der europäischen Küstenwachen, von Frontex* und von der Nato*, wir publizierten die Verstöße gegen die Menschenrechte und die völkerrechtswidrigen Rückschaffungen von Flüchtlingsbooten aus griechischen Gewässern zurück an die türkische Küste.

Eines Tages fuhren wir im Auto auf dem Weg von Mytilini zu unserem Ankerplatz in der Bucht von Gera den Hügel hinauf und näherten uns dem Lager Moria, dem Registrierungs- und Aufnahmезentrum für Geflüchtete. Obwohl für zweitausendachthundert Menschen konzipiert, wohnten da zu der Zeit ungefähr zehntausend Menschen. Noch bevor ich die Mauern, Stacheldrahtzäune, die Zelte, die vielen Menschen erblickte, fühlte es sich an wie akute Atemnot. Keine konkreten Bilder. Nur ein plötzlich auftretendes Gefühl. Der Schauplatz offenbarte sich wenig später in ungeschönt brutaler Wucht.

Eine Wirklichkeit, in der Menschen die Befriedigung nicht verhandelbarer Grundbedürfnisse wie essen, trinken, schlafen, Toilettengang, Hygiene, Medizin, Schutz vor Hitze, Kälte, Nässe, Gewalt und die Möglichkeit, eine Zukunft zu planen, verweigert wird. Diese systematische Zurückweisung

der Erfüllung existentiellen Verlangens ist das Prinzip Moria. Ein Überlebenskampf, der alle Energien bindet, der gefährliche Abhängigkeiten schafft und mitunter primitivste Formen annimmt. Eine zutiefst entwürdigende Situation.

Ich fühlte mich gedrängt, auf das, was sich mir an diesem Ort offenbarte, zu reagieren. Aber wie? Das Internet quillt über mit Berichten und Features. Kaum eine Zeitung, Radio, TV Station oder NGO weltweit, die nicht darüber berichtet hätte – und es immer noch tut. Und doch höre ich immer wieder die Aussage oder die Klage von durchaus politisch engagierten Leuten, dass man in Resteuropa nichts über Moria wisse; über keine Nachrichten, keine Informationen verfüge.

Gibt es denn überhaupt noch Geflüchtete auf Lesbos? So die Frage eines Freundes, der sich regelmässig an der Westküste der Türkei aufhält.

Diese Berichte existieren also. Und doch ändert sich nichts. Im Gegenteil. Die Situation verschlimmert sich in unvorstellbarer Weise. James Baldwin, Schriftsteller und herausragende Figur der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, bemerkte in treffender Weise, dass Berichte über Skandale und Grausamkeiten, ohne dem Übel wirklich an die Wurzel zu gehen, oft das Gegenteil bewirkten, und dass der Konsum von solchen Medienerzeugnissen lediglich das Gewissen beruhige und die Rückkehr zum normalen Alltag erleichtere.

Und doch war es James Baldwin, der mir einen Weg wies, der mir gangbar erschien, mit meinem Handwerk, dem Schreiben, auf dieses Grauen zu reagieren. In seiner Kritik an Harriet Beecher Stowes Roman »Onkel Toms Hütte«, der wohl wie kein anderer das Bewusstsein in Europa über die Sklaverei geprägt hat, legt er die rassistischen Strukturen einer gutgemeinten, aber völlig verfehlten Erzählung bloss. Er zeigt auf, wie in Onkel Toms Hütte die schwarzen Protagonistinnen schale Projektionsfiguren einer weissen Oberschicht bleiben. Nicht der einzelne Mensch in seiner Individualität interessiert. Sondern das kategorisierte Wesen, das sich den Werten der herrschenden Gesellschaftsschicht anpassen muss. Auch stellt Baldwin die Frage nach Harriet Beecher Stowes ausufernden, exzessiven Gewaltschilderungen, ohne dabei die Gründe, warum die Täter so handeln, zu analysieren. Das Opfer zeigt sie als schwarz, schwach, fremd und zu assimilieren; die Täter sind weiss, stark, mildtätig oder böse; die Abgründe der kolonialistischen Oberschicht bleiben tabuisiert.

Toni Morrison erfand das Bild von der Strasse, in der die Menschheit lebt, die durch den Mittelstreifen getrennt in zwei Seiten aufgeteilt ist. Sie wirft nicht nur die Frage auf, was geschieht, wenn Menschen aus der privilegierten Gruppe über die Mitglieder der diskriminierten Gruppe, über die Menschen auf der anderen Seite der Strasse berichten, sie beschäftigt sich auch damit, wer welche Texte liest.

Wie soll ich also handeln, wenn ich mich aufmache, um von den Menschen auf der anderen Seite der Stacheldrahtzäune zu berichten? In welcher Weise kann ich meine Teilhabe und Verantwortung zum Thema machen?

Damit es mir einfacher fällt, erfinde ich Henny L. Sie ist etwas jünger und vielleicht etwas naiver als ich. Sie besitzt nicht wirklich eine Biografie, ihre Aufgabe besteht allein darin, an meiner Stelle nach Moria zu fahren, mit Deniz, Yasmina, Véronique, Karim, Junus, Abtin und Mortaza zu sprechen, mit Filomela und Lizzy zu diskutieren und mit Edem, Mina, Moussa, Sami, Shirin, Kayvan, Ali-Ahemd und seinen Eltern, Nesrin und Arash, mit Sergio und Carter Zeit zu verbringen und hin und wieder über sich selbst nachzudenken, ihre Empfindungen zu äussern und in diesem Spiel der Begegnungen nur als Vorname mit Anfangsbuchstabe aufzutauchen, eine Gesprächspartnerin zu sein, wie alle anderen auch, ihre Rolle zu erfüllen, sie, eine Protagonistin, den anderen Beteiligten zumindest formal gleichgestellt.

Und doch. Was für ein Austausch findet statt? Lässt sich diese Zweiteilung in diskriminierte Minderheiten einerseits und in universale, handlungsmächtige Subjekte andererseits, die im europäischen Denken so tief verwurzelt ist, durch eine gut gemeinte Absicht auflösen (Rita Segato)? Henny hat die Freiheit, sich zu entscheiden, ob sie ihre Recherchen verfolgen, ob sie sich mit ihren Bekannten wei-

terhin treffen und unterhalten will. Die Gesprächspartnerinnen jedoch, die gezwungen sind, in Moria und den europäischen Asylsystemen zu überleben, haben diese Freiheit nicht. Nicht sie entscheiden, ob sie in Rücksicht auf ihre Befindlichkeiten oder in Anbetracht ihrer Zukunft das Lager verlassen, Grenzen überschreiten oder ihre Reisepläne ändern.

Die Frage, inwiefern Kontrollverlust, Verwundung und Tod sich in Hennys Körper oder halt doch ausschliesslich in den Körpern der Protagonistinnen und Protagonisten verorten, bleibt ungelöst (Rita Segato).

Dieser Bericht ist eine handlungsarme Ortsbegehung. Die Menschen, die in Moria leben, müssen ihre Zeit für das Warten und die Rettung des nackten Lebens aufbringen. Henny verbringt ihre Zeit mit Beobachten und Zuhören. Gehen wir jedoch davon aus, dass gerade das Sprechen die Handlung ist, die dem Menschen am besten entspricht, sind die Protagonistinnen und Protagonisten die handelnden Personen, indem sie erzählen, sich zeigen und über sich selbst und ihre Lebensbedingungen Auskunft geben (Hannah Arendt).

Eine zur Zeit bevorzugte Praxis lässt Menschen für sich selbst sprechen. In eigener Aussage – oder in sogenannten Testimonials – berichten Menschen, deren Stimmen wenig Gewicht haben, über ihre Erfahrungen. Berichte, die in durchaus emanzipatorischer Absicht für sich selbst stehen sollen. Gayatri Spivak kritisiert in ihrem Grundlagenwerk »Can the

subaltern speak« dieses Vorgehen. Sie geht davon aus, dass privilegierte Wissenschaftlerinnen, Reporterinnen oder Künstler, die unterprivilegierte Menschen in unterschiedlichsten Formaten für sich selbst sprechen lassen, gerade dadurch die herkömmlichen Herrschaftsverhältnisse stützen und reproduzieren, indem diese Berichte oft isoliert bleiben und ungehört in den diskursiven Räumen verhallen. Denn laut Spivak beinhaltet der Akt des Sprechens nicht nur das Reden, sondern auch das Zuhören. Und so fragt sie: Werden die subalternen Menschen überhaupt gehört? Oder werden ihre Aussagen einfach in die herrschenden Glaubenssysteme eingespeist und nach dem Belieben derjenigen, die in der Lage sind, ihre Interessen zu verteidigen, interpretiert und angewandt? Verlieren die Sprechenden also die Kontrolle darüber, was mit den von ihnen geäußerten Aussagen sowohl im diskursiven wie auch im politischen Sinn gemacht wird? Verhallen das solcherart dargestellte Wissen und die darunter liegenden Erfahrungen in einem resonanzlosen Raum? Der Akt des Sprechens entgleitet den Bezeugenden, die niemals wissen können, ob ihnen zugehört wird, ob sie verstanden worden sind – so wie sie verstanden werden wollen. Sie können weder berichtigen, erklären, vertiefen noch bekommen sie Gelegenheit, um ihrerseits zuzuhören und zu antworten. Die gewünschte Anerkennung durch Resonanz und gegenseitiger Übernahme von Verantwortung bleibt verwehrt. Und wer keine selbstermächtigte Position innehat, bekommt diese nicht allein aus dem

Umstand, weil er oder sie berichtet. Wem wir zuhören oder auch in welcher Art – und was wir mit dem Gehörten machen –, hängt denn auch weniger vom Inhalt des Gesprochenen ab als vom Status, den die Sprechenden einnehmen.

Jede Begegnung mit einem anderen Menschen enthält jedoch eine Forderung, der wir uns nicht entziehen können. Der Blick ins Antlitz eines anderen Menschen rückt die Verletzlichkeit dieses anderen in unser Bewusstsein und gebietet uns, auf diese Gefährdung, die jedem Lebewesen eigen ist, eine Antwort zu geben und die Verantwortung für diesen Menschen zu übernehmen. Und diese Fähigkeit der Übernahme von Verantwortung für die Verwundbarkeit des Gegenübers ist es, die uns zu Subjekten macht. Dadurch werden wir das, was wir sein könnten (Judith Butler).

Erst im Dialog kann also überprüft werden, ob zugehört wird, kann Anerkennung durch Resonanz und wechselseitige Übernahme von Verantwortung erfolgen. Beide Seiten enthüllen und zeigen sich von ihrer verletzlichen und gefährdeten Seite: die Bewohnerinnen und Bewohner von Moria, die Geflüchteten und Migrantinnen, die um ihre nackte Existenz, um Anerkennung und Teilhabe kämpfen müssen. Und Henny und all die anderen Menschen ihrer privilegierten Umgebung, die ihr Gewissen spüren, das Unrecht jedoch nicht aus der Welt schaffen können, oder wollen, und gerade mit diesem Dilemma, dieser Schieflage, schwer zurecht kommen.